NEWS LETTER

GLOBAL DENKEN
VERNETZT HANDELN

Ausgabe 4, Februar 2002

Editorial

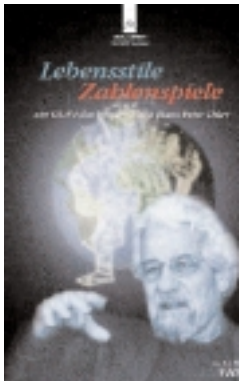
Liebe Leserin, lieber Leser,

der Schwerpunkt im vorliegenden GCN-Newsletter ist diesmal die Wissenschaft, genauer gesagt, die Frage nach der Zukunftsfähigkeit unseres wissenschaftlichen Systems. Eine Antwort darauf suchten sowohl berufserfahrene aber auch noch am Anfang einer akademischen Laufbahn stehende Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler auf einer Tagung in Tutzing zu finden. Lesen Sie bitte dazu das Interview mit der Ökonomin Eva Lang und den Kurzbericht von Hermann Sottong. Der Bericht ist einer Sonderbeilage des Heftes Politische Ökologie entnommen, die ausführlich über die zweieinhalbtägige Veranstaltung informiert. Das Heft ist über den Zeitschriftenhandel oder direkt beim Ökom Verlag zu beziehen. (ISBN 3-928244-70-1)
Wie bereits im letzten Newsletter berichten wir auch diesmal über ein Best Practices Projekt. Die Soziologin Christa Müller stellt die Idee und die erste Umsetzung der „Internationalen Gärten" vor. Auch hier gibt es weiterführende Literatur, die bei GCN gerne nachgefragt werden kann.
In eigener Sache: Neu im GCN-Vorstand ist der Kommunikaionsberater Dr. Hermann Sottong. Angelika von Welser trat zurück, wird aber weiterhin als GCN-Mitglied Ansprechpartnerin für finanziellen Belange sein.
A propos: Wir freuen uns, wenn Sie unsere Arbeit weiterhin unterstützen. Alle, die den GCN-Newsletter per eMail erhalten, haben jetzt zwar nicht mehr den praktischen Überweisungsträger in den Händen, aber vielleicht denken Sie bei Ihren nächsten Bankgeschäften trotzdem an uns. Auf unserer homepage zeigt Ihnen das nebenstehende Zeichen den Weg zur Spende. Vielen Dank.

Spende willkommen

Mit sehr herzlichen Grüßen
Frauke Liesenborghs

Aus den Projekten



„Energie-Video" mit Hans-Peter Dürr. Jetzt bestellen.

Jetzt ist er fertig – der Film zu der Vision einer 1,5 Kilowatt-Gesellschaft. Hans-Peter Dürr hat diese Anregung, den eigenen Lebensstil einmal etwas genauer zu untersuchen, mit der anschaulichen Metapher von den Energiesklaven angereichert. Diese ziemlich starken „Kerle" sind es, in Form von Maschinen, Motoren und anderen Energieverbrauchern, die unsere eigenen Kräfte verstärken und damit unser Ökosystem strapazieren. Diese Belastungen gehen von all den Ländern aus, die einen solchen „energetisch" aufwendigen Lebensstil führen wie in Mitteleuropa und den Vereinigten Staaten. In dem Video-Film erklärt Hans-Peter Dürr nochmals die Grundlagen für diese Vision einer anzustrebenden Energiereduktion. Dabei hat er weniger die sicherlich auch notwendige Spartaste vor Augen, sondern fragt zunächst: Was bedeutet für uns eigentlich „gutes Leben"? Der Film eignet sich als Zusatzmaterial für den Schul- und Bildungsunterricht bzw. jede Art von Veranstaltungen, die sich mit der Energie-Thematik im engeren und weiteren Sinne beschäftigen.

Es gibt bereits einen GCN-Fragebogen zur 1,5 Kilowatt-Gesellschaft, mit dem eine erste individuelle Einschätzung des persönlichen Verbrauchs vorgenommen werden kann. Der Fragebogen steht im Internet unter www.gcn.de/energie.html oder ist als Printversion bei GCN erhältlich. Das Video, der Fragebogen sowie ein die Thematik noch weiter vertiefender Aufsatz von Hans-Peter Dürr ist als „Gesamtpaket" bei GCN zu bestellen. Kosten EUR 20.- inkl. Verpackung.

Ölwechsel!

GCN-Buch bei dtv ab Herbst

Zum Endspurt haben wir bei einem anderen GCN-Projekt angesetzt: Ölwechsel – Das Ende das Erdölzeitalters und die zukünftige Entwicklung wird aller Voraussicht nach im Spätsommer 2002 erscheinen. Auf der Basis von Texten des englischen Geologen Colin Campell wird die Geschichte des Erdöls erzählt. Und diese ist nicht nur aus geologischer Sicht äußerst vielschichtig und spannend. Die jüngsten politischen Ereignisse im Mittleren Osten lassen sich ohne die machtgeleiteten Interessen der verschiedenen Partner im über hunderjährigen Ölspiel kaum denken.
Doch der Blick auf erdgeschichtliche Besonderheiten, technologische Errungenschaften und politisch-ökonomische Gerangel um Zugänge, Zugriff und Zuteilung ist nur der halbe Teil der Veröffentlichung.
Die Grundthese des Buches lautet: „Das Erdöl geht zur Neige". Dafür führt Campell eine Menge guter Begründungen an. Doch damit diese Argumente nicht als Kassandra-Ruf interpretiert werden sollen, beschäftigt sich die zweite Hälfte mit den Möglichkeiten einer zukünftigen Energieentwicklung und der Verantwortung für entsprechende Weichenstellungen durch Politik, Wissenschaft und Wirtschaft. Die Kollegen der Ludwig-Bölkow-Systemtechnik liefern für die zweite These: „Ein Strukturbruch in der Energieversorgung ist notwendig und machbar" die notwendigen fachlichen Informationen und Gründe.

Kampagne Fairer Handel

Ein ganz besonders spannendes Projekt zeichnet sich seit Beginn dieses Jahres ab: GCN wird eine Kampagne zum Thema Fairer Handel gestalten. In Zusammenarbeit mit dem „Eine Welt Netzwerk Bayern e.V." und Kolleginnen und Kollegen in Österreich soll diese länderübergreifende Aktion den Eine-Welt-Gedanken stärken. Eine solche Kampagne birgt einige Potentiale in sich und ist auf mehreren Ebenen bereits im gesellschaftlichen Leben verankert. So knüpft sie an Aktivitäten rund um die Agenda 21 an, kann die zahlreichen Veranstaltungen der Eine-Welt-Gruppen und Häuser unterstützen und schließlich von der Möglichkeit Gebrauch machen, Konsumentinnen und Konsumenten direkt anzuspechen. Kontinuierlich über die Arbeits- und Handelsbedingungen in anderen Ländern zu informieren und zu sensibilisieren, bleibt vor dem Hintergrund der aktuellen Globalisierungsdebatte weiterhin dringend und notwendig. Deutlich wird, dass eine solche Kampagne nicht nur Werbung für fairen Kaffe sein kann. Es wird darum gehen, eine (An)Sprache zu entwickeln, die den Blick schärft: für unsere Verantwortung, für das Leben woanders und für unsere Möglichkeiten, darauf Einfluss zu nehmen.

Nachhaltigkeit – Herausforderung für Wissenschaft und Forschung

Über die GCN-Tagung „Zukunftsfähige Wissenschaft braucht Querdenken“ an der Evangelischen Akademie Tutzing

von Hermann Sottong

Hermann Sottong
GCN-Vorstand

1990 und 1992 fanden auf Initiative von GCN in der Evangelischen Akademie in Tutzing zwei Tagungen statt, die eine erhebliche Nachwirkung hatten. Sie behandelten das Thema „Ökonomie und Natur“ und die Herausforderungen der Nachhaltigkeit in Wirtschaft und Gesellschaft.
In einem offenen und intensiven Diskurs zwischen einer interdisziplinär zusammengesetzten Gruppe „querdenkender“ Wissenschaftler/innen und Praktiker/innen um den GCN-Gründer Hans-Peter Dürr und einem hochkarätigen Fachpublikum wurde damals in Tutzing versucht, quer zu den wissenschaftlichen Fachdisziplinen und gesellschaftlichen Funktionsgruppen Möglichkeiten für ein Wirtschaften im Einklang mit der Natur aufzuzeigen und realisierbare Wege dorthin zu skizzieren.
Heute, zehn Jahre später, sind zwar Begriffe wie „Nachhaltigkeit“ oder „sustainability“ in verschiedenen Diskursen gerne gebrauchte Label – die gesellschaftliche, wirtschaftliche und politische Realität aber ist nach wie vor weit davon entfernt, auf Nachhaltigkeit hin ausgerichtet zu sein. Dies gilt auch für Bildung, Wissenschaft und Forschung. Nichts zeigt dies deutlicher als die „Lösungsvorschläge“, die uns von Vertretern aus Parteien und Wirtschaft als Reaktion auf die Ergebnisse der Pisa-Studie derzeit zugemutet werden.

Winterwege

Im vergangenen Dezember veranstaltete GCN daher eine dritte Tutzinger Tagung, die sich dieses Mal ganz dem Zusammenhang von Nachhaltigkeit, Wissenschaftsverständnis und Bildung widmete: Unter dem Titel „Zukunftsfähige Wissenschaft braucht Querdenken“ versammelten sich Wissenschaftler/innen, Studierende und Vertreter/innen der Wissenschaftspolitik, um sich über die geistigen wie institutionellen Rahmenbedingungen für eine „neue Denke“ – wie Hans-Peter Dürr es ausdrückte – in Wissenschaft und Forschung auszutauschen.

Ein solches „neues Denken“, das von vorne herein auf Verbundenheit, Verknüpfungen und Zusammenhänge hin ausgerichtet ist, kann sich nur in einem Umfeld entwickeln und wirksam werden, in dem Zeit und Raum für transdisziplinären Austausch, ungewöhnliche Fragestellungen und Kompetenzvernetzungen zur Verfügung stehen. Bildungsbetrieb und Wissenschaft setzen aber nach wie vor mehr auf eng umgrenztes Expertentum und geben im Zweifelsfall der scheinbaren Effizienz und Genauigkeit des spezialisierten „Tunnelblicks“ den Vorrang vor dem Verbindungen knüpfenden Vorgehen des Querdenkers.

Gerade junge Wissenschaftler/innen, die sich mit Nachhaltigkeitsforschung befassen und übergreifende Fragestellungen in transdisziplinären Projekten bearbeiten, müssen die Barrieren erfahren, die ein sich in Einzeldisziplinen zergliedertes System,

das ängstlich seine Fachgrenzen und -kompetenzen verteidigt, gegenüber einer „querdenkenden" Forschung errichtet. Daher galt dem Dialog mit ihnen ein besonderer Schwerpunkt der Tagung, die in der neuen Ausgabe der Zeitschrift Politische Ökologie (Februar 2002) ausführlich dokumentiert ist. Im folgenden daraus der Bericht über die Arbeit der Fokusgruppe zum Thema „Studium und Lehre" der Tagung.

Denn sie sollten wissen, was sie tun

Ein generationenübergreifender Dialog sollte sie sein, die Tagung – und in dieser Gruppe war es das auch. Geleitet von einer Professorin und einer Studentin ging es in der Fokusgruppe II „Studium und Lehre" um Wunsch und Wirklichkeit im Hinblick auf transdisziplinäres Lernen und Denken an den Hochschulen.

Dass die Wirklichkeit an den Hochschulen aus der Perspektive der angehenden „QuerdenkerInnen" nicht sehr ermutigend aussieht, wurde bereits in der Vorstellungsrunde deutlich; der Mangel an Angeboten, die Zusammenhangwissen fordern und vermitteln, wurde durch die Bank beklagt. Im Gegenteil: „Jeder Versuch, über den Tellerrand zu schauen, wird im Keim erstickt", so ein Chemiestudent aus München. Die vorherrschende Orientierung in der Lehre liege auf Effizienz, auf der Schnelligkeit der Aneignung dessen, was in einem Fach curricular als Studienziel festgelegt wurde.

Kein Wunder in einer Zeit, da Kultusminister und Ordinarien ihren größten Erfolg darin sehen, die Studienzeiten messbar zu verkürzen. Lehrende und Lernende dazu zu bringen, das zu reflektieren, was sie tun und wie sie es tun – dafür fehlt in einem solchen Klima folglich die Zeit. Genau dies aber, so erzählte Hans-Peter Dürr, habe Hanna Arendt in Berkeley von ihren Kollegen immer wieder gefordert: „Ich möchte wissen, ob ihr versteht, was ihr macht."

Dass derartige wissenschaftliche Selbstreflexion nach wie vor wenig praktiziert wird, belegte Ruth Kaufmann-Hayoz anhand eines Versuchs, bei dem Studenten aufgefordert waren, ihre Dozenten danach zu fragen, was denn die Grundannahmen ihrer Disziplin über die Welt seien. Die meisten von ihnen bekamen keine Antwort. Selbstredend wäre die Beantwortung dieser Frage mit dem Eingeständnis verbunden, dass die eigene – wie jede – Disziplin auf Annahmen beruht, und nicht auf unabweisbaren Tatsachen und dass sie folglich zu Beschreibungen, Erklärungen und Wertungen von „Welt" führen, die diskutierbar und potenziell revidierbar sind. Genau dies aber stellt eine der Grundvoraussetzungen für fachübergreifende Dialoge und Kooperationen dar.

Ruth Kaufmann-Hayoz
Professorin an der Universität Bern

Welche Kompetenzen brauchen Querdenker/innen?

Wie aber sollten sie aussehen, die wissenschaftlichen QuerdenkerInnen, die die Funktion des Verknüpfens und interdisziplinären Vernetzens übernehmen und eine derartig weite Bildung vermitteln können? Welches Wissen und welche Kompetenzen brauchen sie, fragten die Moderatorinnen die Gruppe. Und es war interessant zu erleben, dass gerade die Studierenden da durchaus klare Vorstellungen hatten: Einerseits sollten Querdenker/innen ein fundiertes Fachwissen besitzen, andererseits und darüber hinaus über breite Bildung, vielfältige Theorien und Methoden verfügen.

Grundsätzliche Offenheit wurde verlangt, die Fähigkeit, zuzuhören und die Ideen und Gedanken anderer erfassen und übersetzen zu können. Umfassende Moderations-kompetenz wünschte man sich vom querdenkenden Menschen – vom Moderationshandwerk bis hin zur Fähigkeit, andere miteinander in Dialog zu bringen. Neugierde, Freude am Denken, die Fähigkeit, Muster und Strukturen gut erfassen zu können, sollen ihn auszeichnen. Und es soll auch jemand sein, der immer wieder neu bereit ist, das scheinbar Selbstverständliche in Frage zu stellen und die eigenen Interessen, Methoden und Theorien kritisch zu reflektieren.

Auf der Wissens-Seite wurde vor allem eines immer wieder gefordert: Meta-Wissen. Wissen über die Geschichte des Wissens, die Genese und Sozialgeschichte der Wissensinstitutionen, die herrschende Soziodynamik von Forschung und Wissenschaft. Häufig genannt wurde auch der Aspekt der Relativität von Wissen. Die Kulturrelativität und institutionelle Bedingtheit von Wissen sollte den querdenkenden Wissenschaftler/innen geläufig sein.

Hans-Peter Dürr und GCN-Praktikant Markus Strauch

Es dürfte kaum einen Studierenden geben, der sich solch eine Lehrkraft nicht wünschen würde. Auffällig ist aber, dass gerade die Kompetenzen und Qualifikationen, die die Gruppe aufgelistet hat, ziemlich genau denjenigen entsprechen, die sich beispielsweise die Managementliteratur von der modernen Führungskraft wünscht. Und sind nicht sämtliche der viel beschworenen Schlüsselqualifikationen enthalten, die heute fast jede Stellenanzeige vom Mitarbeiter fordert? Wenn Fähigkeiten wie die zum Dialog, zur Verknüpfung, zu Offenheit in verschiedenen gesellschaftlichen Bereichen so explizit nachgefragt werden, dann ist dies ein starkes Indiz dafür, dass die Gesellschaft einen Mangel an genau diesen Kompetenzen zu empfinden beginnt. Die Frage ist nur: Herrscht tatsächlich Mangel an Menschen, die über solche Qualifikationen verfügen, oder ist es eher die Konstruktion unserer Institutionen – Betriebe, Unternehmen, Hochschulen, Ministerien –, die verhindert, dass diese Kompetenzen auch zum Tragen kommen? Eine Gesellschaft, die einerseits diese Kompetenzen im Diskurs fordert und ersehnt, aber gleichzeitig Erfolg und Karriere an Effizienz misst, an reine Zweckorientierung und Schnelligkeit festmacht, verhält sich paradox.
Dialog und Vernetzung benötigen Zeit. Offenheit und „Querdenken" entschleunigen Entscheidungsprozesse ebenso wie Biografien. Zeit aber haben wir angeblich nicht und Gemächlichkeit gilt als Makel.

Querdenken braucht Zeit

Zeitzeuge

In den Überlegungen der Gruppe zu den institutionellen Rahmenbedingungen zur Förderung von Querdenkertum aber spielte – wie auf der gesamten Tagung – Zeit eine prominente Rolle: „Querdenken braucht Zeit" war das Motto. Wer sich über den Fachbereich hinaus orientieren und das gewonnene Wissen auch miteinander verknüpfen will, kann dies nicht beliebig beschleunigen. Davon abgesehen ist der gegenwärtige Trend der Verschulung und Beschleunigung der Studiengänge keine Antwort auf die sich immer deutlicher abzeichnenden Veränderungen in den Bildungs- und Erwerbsbiografien vieler Menschen, die deutlich durch Wechsel, Neuorientierung und Neu-Anknüpfung geprägt sein werden. Vorgeschlagen wurde eine größere Durchlässigkeit der Curricula. Insgesamt sollten den Studierenden mehr Eigenverantwortung

und Gestaltungsmöglichkeiten bei der Zusammenstellung ihrer Lernbereiche und Themen eingeräumt werden. Gemeinsame Lehrveranstaltungen und fachübergreifender Dialog sollten ein fester Bestandteil der Studienerfahrung werden. Das erfordert, so die Gruppe, die Einrichtung von Schnittstellen zwischen den Fachdisziplinen. Grundlagenkurse in allgemeiner Wissenschaftspropädeutik sollten dem Studium an allen Fakultäten vorausgehen, Wissenschafts- und Erkenntnistheorie durchgängig Thema sein.
Wünschenswert, so der zusammenfassende Vorschlag, wäre eine Universität mit Matrixorganisation: In der Vertikale die Fachdisziplinen und Fakultäten und quer dazu themenzentrierte Studiengänge, die unterschiedlichste Kooperationen und Vernetzungen bieten.

Eingangsthesen der Fokusgruppe II: Studium und Lehre
Koordinatorinnen: Prof. Dr. Sabine Hofmeister und Nina Schwarz

siehe auch: gcn.de/querdenken

1. Querdenken kann in der Logik des Entdeckens und Aufdeckens gelernt werden. Die Wissensvermittlung in der Hochschule orientiert sich demgegenüber noch immer an der Logik des Beschreibens und Erklärens.

Sabine Hofmeister

2. Querdenken braucht ein Bewusstsein von der Zeit- und Kontextabhängigkeit vermittelter Normen und Regeln. In der Hochschulbildung werden stattdessen eher Gesetzmäßigkeiten einer vermeintlich regelhaft funktionierenden „Welt“ vermittelt.

3. Üblicherweise wird in der Hochschulbildung unterschieden zwischen spezialsierten und generalisierten Studiengängen (z. B. Informationstechnik im Maschinenbau vs. Angewandte Kulturwissenschaften). Querdenken braucht „SpezialistInnen für Zusammenhänge“. In der dualistischen Struktur „Spezialisieren vs. Generalisieren“ wird Zusammenhangswissen kaum vermittelt.

Nina Schwarz

4. Zusammenhangswissen sowie die Fähigkeit des „Übersetzen-“ und „Querdenken“-Könnens wird in problemorientierten, interdisziplinären Kontexten ausgebildet. In der Hochschulbildung wird demgegenüber vorwiegend disziplinäres Wissen unabhängig von Problemzusammenhängen und deren raumzeitlichen Kontexten vermittelt.

5. Ausgehend von dem Lernziel „Querdenken“ sind Lehrformen neu zu entwickeln: z.B. interdisziplinär betreute, prozessorientierte Projektstudien statt den üblichen Vorlesungen und Seminaren. Die raumzeitlichen Strukturen von Studiengängen sind an die sich hieraus ergebenden Anforderungen anzupassen.

6. Von HochschullehrerInnen kann verlangt werden, dass sie Kompetenzen und Erfahrungen in interdisziplinären Kontexten (sowohl in der Forschung als auch in der Lehre) nachweisen. Mediations- und Moderationskompetenzen sowie Kooperationsfähigkeit gilt es, stärker wert zu schätzen als die Bewährung in einer disziplinären „science community“.

Interview mit Eva Lang

Unsere Tagung hieß: Zukunftsfähige Wissenschaft braucht Querdenken. Das Wort „brauchen“ lässt an „fehlen“ denken. Was fehlt denn der Wissenschaft? Wer kann ihr helfen?

Eva Lang

Professorin für Wirtschaftspolitik an der Universität der Bundeswehr in München.

Arbeitsgebiete: Ökologische Ökonomie; Modernisierung der Staatswirtschaft; Vorsorgendes Wirtschaften.

u.a. Mitglied bei GCN

Das herrschende Wissenschaftssystem ist noch heute weitgehend geprägt vom kartesianisch-Newtonschen Weltbild. Sein Erfolg wurde durch analytische Zerlegung des Ganzen in Teile, Arbeitsteilung und Spezialisierung begründet, Forschung und Lehre differenzierten sich in Wissenschaftsdisziplinen mit zunehmenden spezialisierten Untersuchungsgegenständen aus. Mit dem Bewusstseinswandel durch das ganzheitliche Weltbild der modernen Physik werden Defizite des herrschenden Wissenschaftssystems deutlich und daraus folgt die Antwort darauf, was uns fehlt:
1. Defizit: Der partielle Charakter disziplinär vermittelten Wissens. Was wir brauchen: Die Fähigkeit das disziplinär erworbene Spezialwissen ist im Kontext des Ganzen zu verorten. Best practice – Beispiele sind das Modell von Witten-Herdeke oder Berkeley. Auch die Universitäten der Bundeswehr in München und Hamburg praktizieren seit über 25 Jahren ein horizontales Begleitstudium. St. Gallen führt es gerade ein.
2. Defizit: Hochschullehrer, die in der Lage sind, Forschungsfragen aus ganzheitlicher Perspektive zu bearbeiten und kontextuales Wissen zu vermitteln. Was wir brauchen: Forschungs- Qualifizierungs- und Lehrorganisationen, die quer zu den disziplinären Strukturen liegen.
3. Defizit: Die Wissenschaftskultur der Exaktheit dominiert die Wissenschaftskultur der Relevanz. Was wir brauchen: Diskurse über Sinn und Unsinn von Forschungsfragen und Lehrinhalten und über die qualitativen Kriterien in der Evaluation der Forschung und der Qualifizierung des wissenschaftlichen Nachwuchs.

Wer kann der Wissenschaft helfen? Erstens muss sie sich selbst helfen, indem aufgeschlossene Wissenschaftler-/innen sich engagieren, kooperieren und Netzwerke bilden, um querdenkendem Nachwuchs Qualifizierungs- und Zukunftschancen im Wissenschaftssystem zu eröffnen. Zweitens helfen ihr die ungelösten Krisen. Egal ob es um ökologische, soziale, wirtschaftliche und gesellschaftliche Krisen geht oder ob es sich um den internationalen Terrorismus handelt, dauerhafte Lösungen für diese Probleme, sind nur aus einer ganzheitlichen Sicht zu entwickeln. Die Suche nach integrativen Lösungsstrategien hat bereits begonnen.

Stichworte, besser „Wunschworte“ der Tagung waren: offenes System, lebendig, adaptionsfähig. Worin sieht die praktizierende Wissenschaftlerin im Augenblick die größten Barrieren für einen Strukturwandel, der das Querdenken, Querlernen und Querwissen möglicher macht?

Erstens: In der Neigung der wissenschaftlichen community ihre Erkenntnisse und ihr Wissen als Wahrheit und der objektiven Erkenntnis zu monopolisieren, sich gegen Kritik zu immunisieren und ihr Theoriegebäude oder gar ihr Weltbild bedrohende Erkenntnisse, Ideen und Konzeptionen zu eliminieren. Dabei ist eine große Diskrepanz zwischen der (relativ offenen) Haltung des oder der einzelnen und seinem oder ihrem Verhalten innerhalb der community zu beobachten.

Zweitens: In der sozialisierten Diziplinierung des Denkens in Disziplinen, der sozialisierten Anerkennung der Arbeitsteilung und der eindeutigen Dominanz von Spezialwissen in den Beurteilungskriterien für eine Hochschulkarriere.
Drittens: Neues Wissen zu produzieren, erscheint durch spezialisierte Forschung leichter machbar und damit für eine Qualifizierung zum Hochschullehrer sicherer. Transdisziplinäre Forschungsfragen zu bearbeiten, erscheint dem gegenüber in der Ergebnisoffenheit aber auch im Bewusstsein nicht alles Wissen zu können, ungleich risikobehafteter.

Sind die Barrieren in allen Fakultäten dieselben?

Natürlich habe ich auch nur einen sehr eingeschränkten Erfahrungshorizont . Ich kenne eben nicht alle Fakultäten, habe nicht einmal trotz langjähriger Tätigkeit als Senatorin in unserer sehr kleinen Universität einen Einblick in deren Wissenschaftskultur. Nach meiner Kenntnis sind die Barrieren nicht in allen Fakultäten dieselben. Ich finde beispielsweise, dass die Ingenieurwissenschaften relativ offen sind.

Was ist von der aktuellen Diskussion um Reformen an den Hochschulen zu halten? Spezielles Stichwort: Juniorprofessur?

Eine Reform der Hochschulen ist notwendig. Die Lebensfähigkeit des Systems Hochschule auch in der Zukunft hängt von ihrer Wandlungsfähigkeit ab. Aber der Wandel und vor allem die Richtung des Wandels ist nicht von oben planbar. Es geht darum, den Hochschulen Optionen für neue Wege zu eröffnen. Suchen müssen sie den Weg allein, auch mit dem Risiko, dass sie sich in der Wahl der Wegrichtung irren und dann irgendwann geschlossen werden. (Was bei anhaltend schrumpfender Bevölkerung notwendig werden wird). Deshalb bin ich für die Stärkung der Autonomie der Hochschulen.
Die Reform der Professorenbesoldung ist für mich ein Beispiel wie durch nicht „das Ganze“ wahrnehmende Maßnahmen, die Zukunftsfähigkeit des Ganzen verspielt werden kann. Der heute noch bei Hochschullehrern/-innen dominierende Antrieb, gute Arbeit zu leisten – begründet auf Forschungsinteresse, Reputationsbedürfnis, Verantwortung für Studenten, Mitarbeiter oder das Ganze – wird hierdurch bewusst umgeleitet in eine materielle, nach Geld strebende Haltung. Werner Thieme spricht von der Leistungsbezahlung als Leistungsverringerung. (In: Forschung und Lehre, Heft 12, 1999, S.640 ff)

In Bezug auf die Juniorprofessur kann ich keine so eindeutige Position beziehen. Die Juniorprofessur soll die berufliche Zukunftsperspektive für angehende Hochschullehrer verbessern. Insofern begrüße ich die Juniorprofessur. Durchaus positiv ist es auch, dass durch die praktizierte Hochschullehrertätigkeit die Eignung und Neigung zu diesem Beruf feststellbar wird. Meine Bedenken beziehen sich auf die Frage, ob die Juniorprofessoren-/innen nicht teilweise überfordert werden: Forschung, Lehre und Selbstverwaltung. So hängt der Erfolg des Modells sehr vom Verantwortungsbewusstsein der etablierten Kollegen ab, die eben diese Überforderung verhindern müssen.

Wenn es um die Alternative geht, schnell fertig zu studieren oder mit einer guten Note abzuschließen, wie lautet Ihr Ratschlag an die Studenten?

Unsere Studenten an der Universität der Bundeswehr in München haben hier gar keine Wahl. Sie müssen in der Regelstudienzeit, die sich höchstens durch Wiederholungsprüfungen etwas verlängern kann, abschließen. In meiner Zeit an der Würzburger Universität habe ich die Erfahrung mitgenommen, dass es diese Alternative gar nicht gibt. Sehr gute Studenten-/innen haben meist nur 1 oder 2 Semester über der Mindeststudienzeit abgeschlossen. Ich erinnere mich an eine sehr gute Studentin, die ich beschworen habe nach 8 Semestern ins Examen zu gehen. Im weiteren Studium wäre sie zu kritisch geworden, um den Examenanforderungen optimal zu genügen. Das Konzept ging auf. Sie war die Beste und einer wissenschaftlichen Karriere stand nichts im Wege.

Die Fragen stellte Frauke Liesenborghs

Best Practises: Interkulturelle Umweltbildung aus dem Garten

von Christa Müller

Dr. Christa Müller
Soziologin

Ihr Handbuch über das Projekt Internationale Gärten ist in Vorbereitung.

Die Internationalen Gärten Göttingen entstanden 1996 auf Initiative von bosnischen Flüchtlingsfrauen. Sie wollten ihr Leben auch im Exil wieder selbst in die Hand nehmen. Aus der gärtnerischen Eigenarbeit entstand schrittweise ein Konzept, das neben dem biologischen Anbau von Gemüse, Obst und Kräutern auch (kunst)handwerkliche sowie erwachsenen- und umweltbildende Aktivitäten integriert. Heute gestalten ca. 300 Menschen aus 14 Nationen gemeinsam mit Deutschen rund 12.000 Quadratmeter Fläche in fünf Gärten.

Die Subsistenztätigkeiten in und um die Gärten herum ermöglichen sowohl einen Anknüpfungspunkt an agrarkulturell geprägte Lebenswelten, denen viele Migrant/-innen entstammen, als auch durch ihr kulturübergreifendes, kommunikatives Potenzial neue Verbindungen und Verwurzelungen – nicht zuletzt auch über die Berührung mit elementaren Dingen wie Erde und Pflanzen. Von den Internationalen Gärten, die mittlerweile ein bundesweit anerkanntes Projekt der Eigenversorgung, der interkulturellen Integrationsarbeit sowie des bürgerschaftlichen Engagements sind, gehen wichtige Impulse für zukunftsfähige Formen der Neuverwurzelung von Zuwander/innen sowie für das Entstehen einer bereichernden kulturellen Vielfalt im Einwanderungsland Deutschland aus.

Aus der Praxis der Gärten heraus entstand auch ein Bildungskonzept, das charakterisiert ist durch eine in Deutschland einzigartige Verknüpfung einer ökologisch-umweltbildenden mit einer interkulturellen bzw. explizit kulturvergleichenden Perspektive. Diese Verknüpfung wird interaktiv und „von unten“, also von den Migrant/-innen selbst beständig weiterentwickelt. Sie hat weitreichende Implikationen – u.a. ermöglicht sie es den im klassischen Sinne wenig Gebildeten, ihr Erfahrungswissen

(das oftmals einem agrarkulturellen Hintergrund entstammt) sowohl in gemeinschaftsbildende Prozesse als auch in gesellschaftlich bedeutsame Diskurse (hier: in den Umweltdiskurs) einzubringen. Damit leisten sie einen aktiven Beitrag zu einer vielschichtig verlaufenden Integration, denn von dieser aktiven Partizipation der Einwanderer/innen selbst hängt der Erfolg von Integrationsprozessen letztlich ab. Integration verläuft dann mit aussichtsreicher Perspektive, wenn Einwander/innen die Alltagskultur im Aufnahmeland mitgestalten und ihnen darüber eine neue Verwurzelung des eigenen Lebens gelingt.

In dem vom Bundesumweltministerium geförderten Projekt „Lebendiger Boden – lebendige Vielfalt" entstehen durch selbstinitiierte und -durchgeführte Kleinprojekte Prozesse „gegenseitiger Selbstförderung", die die Teilnehmer/innen befähigen und motivieren, am Natur- und Umweltschutz in Deutschland zu partizipieren und sich als Teil der „Einen Welt" zu begreifen, die des Schutzes aller bedarf. Im Rahmen dieser Kleinprojekte wurden Betriebsbesichtigungen durchgeführt und fortlaufende Umweltbildungsveranstaltungen organisiert. Gemeinsam wurde die ökologische und ökonomische Bedeutung der unterschiedlichen kulturellen Praktiken herausgearbeitet; man stellte Überlegungen über den Zusammenhang von Ökologie und Politik, von Ressourcenknappheit und dem Kampf um Land an. Die Teilnehmer/innen entdekkten eine Menge kulturübergreifender Übereinstimmungen sowohl in ihren eigenen Biographien als auch in der Beschreibung von Naturvorgängen. So fanden sie heraus, dass der Begriff „Erosion" sowohl in der kurdischen als auch in der amharischen Sprache bedeutet „das Gesicht der Erde abkratzen"; Aufforstung bedeutet in beiden Sprachen: „der Erde ihr natürliches Kleid zurückgeben". „Wenn du das Gesicht der Erde pflegst, dann wird die Erde - wenn du stirbst - deinen Körper ebenso gut pflegen", erinnerte sich eine Teilnehmerin an den Alltagsdiskurs in ihrem Heimatland. Über die ökologische Fragestellung wird zum einen ein tieferes Verständnis sowohl der Herkunftskulturen als auch der Ursachen für Landvertreibungen möglich und zum anderen gelang es, in den Schutzbedürftigen (Flüchtlinge!) die Erkenntnis in die Notwendigkeit aktiven Umweltschutzes zu wecken und auf diese Weise die Opferperspektive zugunsten einer Akteursperspektive zu verlassen.

Saat

Übergreifendes Ziel des Vereins Internationale Gärten ist, sowohl einen Beitrag zur Integration als auch einen Beitrag zum Frieden zu leisten. Die Umweltdiskussion ist in Deutschland ein wichtiger Bestandteil der Alltagskultur und ermöglicht als Handlungsfeld für Migrant/innen gleich zweierlei: Zum einen lernen die Aktiven die Funktionsweise der deutschen Gesellschaft am Beispiel ihrer institutionellen und sozialkulturellen Verankerung im Umweltschutz durch unmittelbare Kontakte und Bezüge kennen – und z.T. auch schätzen. So waren viele Migrant/innen z.B. positiv überrascht über den in diesem Land verankerten Wasserschutz. Vermittelt über diese alltagsnahen Erkenntnisse werden die kulturellen Kodierungen der Kommunikation mit Leben gefüllt und anfassbar: Die deutsche Gesellschaft wird transparenter; ihre symbolische Ordnung, das kulturelle Normen- und Kommunikationssystem inklusive seiner Institutionen (Verwaltung, Betriebe, Vereine) wird erfahrbar. Das wiederum ermöglicht, einen Teil der Sozialisation „nachzuholen", den hier aufgewachsene Gesellschaftsmitglieder quasi nebenbei, „by living", in das individuelle Gedächtnis einschreiben.

Ernte

All das, was einer Deutschen selbstverständlich erscheint, kann für einen Migranten zur unüberwindlichen Hürde zum komplexen Verständnis von menschlichen Verhaltensweisen oder Funktionsweisen von alltagsbestimmenden Institutionen in diesem Land werden. So ist ein kulturelles und historisches Spezifikum wie das Vereinsrecht kaum vermittelbar außer über das Einüben dieser Praxis selbst; eben indem die Migrant/innen wie im Fall der Internationalen Gärten einen Verein gründen, seine Strukturen nutzen und dadurch ein Stück „Deutschsein" leben und in dieser Erfahrung möglicherweise Parallelen herstellen lernen zu ihnen eher bekannten Organisationsformen und Vergemeinschaftungsprozessen.

Die aktive Partizipation am Umweltdiskurs ermöglicht außerdem, unmittelbar an den eigenen Erfahrungs- und Kulturkreis anzuknüpfen und über die Mobilisierung lokal situierten Wissens (z.B. kleinbäuerliche Strategien mit Erosion in Kurdistan-Irak) relevante Beiträge zur deutschen oder auch globalen Umweltdiskussion zu leisten. Die zeitgleich erfolgende Situierung des Projekts in der alten und neuen Heimat sowie im universellen Diskurs über die weltweite Umweltzerstörung eröffnet einen lokalen und zugleich globalen Zugang zum Themenkomplex soziale und ökologische Strategien zum Frieden mit der Natur (und miteinander). Ein Themenkomplex, der gerade heute an Relevanz nicht zu übertreffen ist.

weitere Infos: anstiftung.de

Preise/Auszeichnungen

2000: Gewinner der Ausschreibung „Der Boden lebt. Neue Umweltbildungskonzepte" des Bundesumweltministeriums (BMU)
2001: Förderpreis Aktive Bürgerschaft (Bundessieger)
2001: Förderpreis „Aktion Bürger machen Staat" der CDU Niedersachsen

Ständige Kooperationspartner

Forschungsgesellschaft anstiftung gmbh, München und ertomis-Stiftung, Wuppertal
Ev. Erwachsenenbildung Göttingen/Ev.-Luth. Landeskirche Hannover
Bundesumweltministerium (BMU)